

Sprachwandel- oder Verlotterungsprozesse – Versuch einer Versachlichung

Andreas Bittner und Klaus-Michael Köpcke

1. VORBEMERKUNG

Der vorliegende Beitrag versucht zwei voneinander nicht unabhängige Sichtweisen auf ein und dasselbe Problem darzustellen: einerseits eine sprachwissenschaftliche und andererseits eine sprachdidaktische. Im Mittelpunkt steht das Problem der sog. ‚Verlotterung‘ der Sprache. Schon diese Charakterisierung von Veränderung der Sprache zeigt, wie emotional eingefärbt der öffentliche Diskurs hierüber abläuft. Offensichtlich sprechen Sprecher vermehrt über die Sprache. Wir unterstellen, dass sie das tun, weil sie eine Veränderung wahrnehmen. Genauer: Viele Sprecher meinen diffus, eine Veränderung zum Schlechteren zu spüren. Dass über die Sprache und den Sprachgebrauch – und das ist nicht identisch – nachgedacht und sogar ein öffentlicher Diskurs gepflegt wird, ist gut und wünschenswert. Nur, ist es überhaupt ein Diskurs? Oder handelt es sich nicht vielmehr um Gezeter verbunden mit der Sorge um den Untergang des Abendlandes?¹ Man wird den Eindruck nicht los, dass hier gelegentlich das Kind mit dem Bade ausgegossen wird. Sagen wir es auch hier genauer: Probleme einer zunehmenden Institutionalisierung von Unwissen, Wissensentzug und Ausschluss von Bildung werden auf die Sprache selbst und auf die (in der Regel ignorant behandelte) sie untersuchende wissenschaftliche Disziplin abgewälzt. Damit werden die Ursachen der Unzufriedenheit mit dem Sprachgebrauch kaschiert, mit dem Folgeeffekt, von den tatsächlich anzugehenden defizitären bildungspolitischen Zuständen abzulenken.

Um die Diskussion zu versachlichen, werden wir uns um eine konsequente Systematik bemühen – auch bei der Darlegung der Problematik selbst. Dazu gehört zunächst, sich bezogen auf den Titel dieses Aufsatzes festzulegen und den umgangssprachlichen Begriff der ‚Verlotte-

¹ Vgl. hierzu Dürscheid (2007a).

rung² zu eliminieren, stattdessen werden wir von Sprachwandel sprechen.²

Dieser Begriff meint nicht schlicht akzidentielle Sprachveränderung, sondern eine gerichtete Verschiebung des sprachlichen Systems. Erst durch die Annahme einer zugrunde liegenden Entwicklungsrichtung wird die Veränderung überhaupt wissenschaftlich beschreibbar. Wir werden und müssen zwischen dem sprachlichen System einerseits und dem Sprachgebrauch andererseits unterscheiden und schließlich die Ebenen des sprachlichen Systems quer zu den beiden Sprachverwendungsmodi mündlicher und schriftlicher Sprachgebrauch betrachten.

Da gerade der Sprachgebrauch und insbesondere die Sprache der Jugendlichen im Kreuzfeuer der Kritik stehen, sollen abschließend sprachdidaktische Überlegungen angestellt werden. Denn während es Aufgabe der Sprachwissenschaft ist, Veränderungen im sprachlichen System und im Sprachgebrauch zu beschreiben und zu erklären, ist es Aufgabe der Sprachdidaktik, Konzeptionen einer Sensibilisierung für den dynamischen Charakter des Gegenstands Sprache und den Umgang mit solchen Veränderungen im Schulalltag zu entwickeln. Dazu zählt zu klären, wie der Lehrer Fehler oder Abweichungen vom System bewerten sollte und welche Möglichkeiten die Schule hat, so etwas wie Sprachbewusstheit beim Sprachbenutzer zu entwickeln.³

² Wir wollen Sprache in diesem Zusammenhang als ein Codesystem verstehen, das der Verständigung und dem Informationsaustausch dient und hierzu in situationsbezogenen und -angemessenen Erscheinungsformen (Varietäten) existiert, das darüber hinaus identitätsstiftend ist und sich mit seinen Benutzern, den Sprachträgern, verändert. Es sind die Sprachbenutzer und deren Intentionen und nichtsprachliche gemeinschaftliche Erfordernisse, die eine Anpassung des Codesystems fortwährend erforderlich machen. Nicht Sprache kann somit ‚verlottern‘, sondern nur die Bedingungen und Protagonisten ihres Gebrauchs. Mit dem Begriff ‚Verlotterung‘ wären wir also von vornherein mitten in einer nichtsprachzentrierten Diskussion.

³ Wir vermeiden im Folgenden den wertenden Begriff „Fehler“ und verwenden stattdessen die neutralere Diktion „Abweichung (von der Norm)“ o. Ä.

2. ZENTRALE BEOBACHTUNGSBEREICHE DER ‚VERLOTTERUNGSTHESE‘

Aus der Perspektive des durchschnittlichen Sprachbenutzers reduziert sich das Problem auf den Sprachgebrauch und dabei insbesondere auf den Bereich des Lexikons und die schreibsprachliche (orthographische) Norm. Zweifelsfrei hat sich der Wortschatz der deutschen Sprache seit Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts enorm erweitert. Schon zum Zeitpunkt der Einschulung umfasst der passive Wortschatz von Kindern etwa 5000 Wörter. Für einen durchschnittlichen Erwachsenen nimmt man heute an, dass sein passiver Wortschatz ca. 15000 Wörter umfasst. Das ist ein Mehrfaches dessen, was für den Beginn der Neuzeit angesetzt wird. Einen nicht zu unterschätzenden Anteil hieran hat natürlich die Teilhabe von immer mehr Menschen an Bildung und Kultur.

Sieht man sich die Ausdehnung des Wortschatzes genauer an, dann gilt es zwischen Entlehnungen und Konstruktionen aus dem Wortbildungsbereich der Komposition als den beiden wichtigsten Quellen für die Ausdehnung zu unterscheiden:⁴

a) auf der Ebene der entlehnten Wörter (**Fremdwortgebrauch**):

Hier ist zunächst zwischen Entlehnungen einerseits und Fremdwörtern und Fachausdrücken andererseits zu unterscheiden.⁵ Seit dem

⁴ Von Ableitungen (Derivationen), die sprachhistorisch aus desemantisierten einfachen Wörtern und Kompositionen entstehen, vgl. z. B. Wurzel (1995), und die in wesentlich geringerem Maße expandieren, wollen wir hier absehen. Ein Beispiel für ein sich gerade entwickelndes Derivationsuffix ist das Lexem *-werk*, das immer mehr desemantisiert wird und dazu reihenbildend ist, etwa in *Müttergenesungswerk*.

⁵ Unter Fremdwörtern versteht man aus anderen Sprachen übernommene Wörter, die in Aussprache, grammatischem Verhalten oder Schreibweise (noch) nicht an die native Verwendungsweise des Deutschen angepasst wurden, etwa *Job*. Für Fachsprachen gibt es Gründe auf der Beibehaltung fremder Eigenschaften zu bestehen. Dringt ein fachsprachlicher Terminus aber in den allgemeinen Wortschatz ein, erfolgt normalerweise im Sprachgebrauch eine Anpassung des Terminus entlang der eben erwähnten Para-

Ende des 2. Weltkriegs werden immer wieder neue, vor allem englische Wörter oder englische Lehnübersetzungen in das Lexikon aufgenommen (*Job, Surfer, Location, Event, Nordic Walking, super, cool, joggen* usw. usf.). Man schätzt heute für das Deutsche, dass es allein ca. 5000 Entlehnungen aus dem Englischen gibt. Ganz unabhängig von diesen Entlehnungsprozessen ist aber auch die Technisierung und Verwissenschaftlichung der Alltagssprache für den zunehmenden Fremdwortgebrauch verantwortlich, etwa wenn wir von *Herzinsuffizienz* oder *Blasenkatheter* sprechen. Es sind aber weniger die Fachausdrücke und Fremdwörter, die wir als störend empfinden, als vielmehr die vielen rein außersprachlich motivierten englischen ‚Alltagsentlehnungen‘.

b) auf der Ebene des nativen **Wortschatzes**:

Zweifelsfrei ist die deutsche Sprache kompositionsfreudig. Die Möglichkeiten, die das Sprachsystem bietet, werden gegenwärtig exzessiv ausgenutzt, insofern lässt sich der Vorwurf des „Wörterbäckerdeutsch“ kaum vermeiden. Bildungen wie *Nullwachstum, Leihmutter, kinderfreundlich*, die entweder aus Komprimierungen hervorgegangen sind oder bei denen es sich um Verdichtungen aus syntaktischen Fügungen handelt, belegen das.

In vielen Fällen werden Wortbildungen gar nicht lexikalisiert, solche Wörter sind dann spontan als Augenblickskomposita nur für eine spezifische Kommunikationssituation gebildet worden, etwa *Autohimmel* in *er schwebt im siebten Autohimmel*.

3. DIE SPRACHWISSENSCHAFTLICHE SICHT

Während der Wortschatz sehr flexibel ist, bleibt der grammatische Bau unserer Sprache, also insbesondere ihre Morphologie und Syntax, vergleichsweise stabil. Das liegt an der Funktionsorientiertheit dieses Bereichs und der notwendigen Verlässlichkeit seiner konventionalisierten strukturellen Ausprägung für den sprachlichen (Verständigungs)Code.

meter, man spricht dann von einem Lehnwort. Fremdwörter werden also im Laufe der Sprachgeschichte zu Lehnwörtern, bei denen den Sprechern die Herkunft aus einer anderen Sprache nicht mehr bewusst ist; ein Beispiel ist das Nomen *Mauer*, das aus lateinisch *murus* entstanden ist.

Gerade dies lässt sich an den Entlehnungen aus dem Englischen zeigen, denn offensichtlich stellen diese Entlehnungen für das System der deutschen Sprache überhaupt kein Problem dar. Meist gelingt ihre Integration problemlos. So bekommen alle entlehnten Nomina ausnahmslos ein Genus zugewiesen, obwohl diese grammatische Kategorie im Englischen nahezu verloren gegangen ist. Auch die Bildung des Plurals erfolgt problemlos, und zwar keinesfalls immer mit *-s* (oder seinen Varianten), sondern häufig auch mit den anderen im deutschen Inventar für die Pluralbildung vertretenen Formen: *Boss-e*, *Computer-Ø* usw. Auch die Flexion von Verben wie etwa *surfen* und *joggen* geschieht analog zum Muster der schwachen Verben im Deutschen, also *surfte/gesurft* und *joggte/gejoggt*. Und auch die Integration entlehnter Adjektive vollzieht sich meist problemlos, etwa wenn wir beim attributiven Gebrauch *ein cooles Mädchen*, *eine coole Frau*, *ein cooler Mann* oder bei der Komparation *Bob Dylan ist cooler als Leonard Cohen*, *aber am coolsten ist Mick Jagger* sagen.

Auch wenn man davon ausgehen kann, dass das sprachliche System aus funktionalen Gründen resistenter gegenüber sprachlicher Veränderung ist und damit seinen Aufgaben nachkommt, gibt es doch eine ganze Reihe von Veränderungen beim Gebrauch des Systems, von denen wir beispielhaft einige nennen wollen.⁶ Veränderungen im Bereich der Phonologie, etwa durch die bewusste Realisierung vom Deutschen abweichender phonologischer Muster der Herkunftssprache bei

⁶ Wer Bedarf nach mehr hat, möge die von einem Millionenpublikum rezipierten Werke von Bastian Sick konsultieren. Wir möchten allerdings ausdrücklich erwähnen, dass wir dessen normativ orientierte Herangehensweise an die deutsche Grammatik nicht teilen. Sprachwissenschaftlich sind die Ausführungen von Sick belanglos – ihre breite öffentliche Wirkung ist deshalb aus sprachwissenschaftlicher Sicht äußerst zwiespältig zu sehen. Zwar ist die Sensibilisierung breiter Bevölkerungskreise für Grammatik und Grammatisches zu begrüßen, andererseits ist die sehr einseitige Orientierung auf vermeintlich ‚richtiges‘ Deutsch mehr als problematisch. Eine kritische (und auch unterhaltsame) Auseinandersetzung mit den Kämpfen Sicks um den Erhalt der deutschen Grammatik stellt das sehr lesenswerte Buch von Meinunger (2008) dar.

Fremdwörtern, werden über diese punktuellen Realisierungen hinaus für den mündlichen Sprachgebrauch kaum beklagt, meist geht es um die Morphologie und Syntax und – wie schon dargestellt – insbesondere um die Lexik. Weitgehend vergessen werden die Semantik und der Bereich der logischen Verknüpfung und textuellen Strukturgebung. Im Einzelnen gilt beispielhaft

a) auf der Ebene der **Morphologie**:

Genitivmarkierungen werden zu Gunsten periphrastischer Konstruktionen (*das Auto von meinem Vater* statt *das Auto meines Vaters*) abgebaut; dies gilt insbesondere für den Genitivus possessivus und nach spezifischen den Genitiv regierenden Verben, vgl. ausführlich zu diesem Phänomen Dürscheid (2007b). Es ist aber auch eine gegenläufige Tendenz zu beobachten, denn für eine Reihe von Präpositionen wie etwa *anhand*, *anlässlich*, *aufgrund*, *kraft*, *mittels* usw. finden bei der Genitivkennzeichnung Aufbauprozesse statt, etwa *kraft des mir verliehenen Amtes*.

So genannte **schwache Maskulina** werden zunehmend stark flektiert, zumindest gilt dies für den Dativ und Akkusativ Singular: *dem/den Bär/Präsident* statt *dem/den Bären/Präsidenten*.

Starke **Flexionsmuster beim Verb** scheinen ebenfalls Abbautendenzen zu unterliegen. Dies wird z. B. deutlich am Wegfall des *e/i*-Wechsels beim **Imperativ** (*les, ess* statt *lies, iss*), vgl. Bittner (1996). Für die Flexion des Verbs gilt auch, dass die 1.Ps.Sg.Präs.Ind. am Verb nicht mehr durch *-e* markiert, sondern endungslos realisiert wird, also *ich lach* statt *ich lache*. Eine phonologisch motivierte Veränderung übrigens, die schon fast regelhaft angewendet wird.

Synthetische Konjunktivformen unterliegen ebenfalls ganz offensichtlich Abbautendenzen. Wer sagt schon noch *er gehe* (bzw. *er ginge*)? Hier werden analytische Formen bevorzugt, also *er würde gehen*, vgl. / Bittner (im Entstehen).

b) auf der Ebene der **Syntax**:

Hier ist vor allem die Auflösung der Nebensatzwortstellung zu Gunsten der Hauptsatzwortstellung zu beobachten. Dies gilt aber nur für ganz bestimmte Konjunktionen, insbesondere für *weil* und gelegentlich auch für *obwohl*, *obgleich*, vgl. Keller (1993) und Günthner (1993

und 1996). Außerdem findet man syntaktische Konstruktionen wie die folgende ganz überwiegend im mündlichen und nur vergleichsweise selten im schriftlichen Sprachgebrauch: *Es gibt einen Elfmeter, weil der Verteidiger hat den Stürmer überhart attackiert statt... weil der Verteidiger den Stürmer überhart attackiert hat.*

c) auf der Ebene der **textuellen Strukturierung**:

Abweichungen in der **globalen Textverarbeitung**, also der thematischen Ordnung und insbesondere der logischen Verknüpfung und Strukturgebung, lassen sich ebenfalls ausloten, etwa *Uwe Seeler ist schon gegangen, weil seine Schuhe stehen da nicht mehr statt ... denn seine Schuhe stehen da nicht mehr.*

4. SPRACHGEBRAUCH UND SPRACHWANDEL

In welchem Verhältnis stehen nun Sprachgebrauch und Sprachwandel zueinander? Jede natürliche Sprache existiert in permanenter Veränderung. Das gilt nicht nur in dem trivialen Sinne, dass neue Wörter etwa durch Entlehnung in die Sprache aufgenommen werden und andere Wörter allmählich aus ihr verdrängt werden, sondern – und das ist dann nicht mehr trivial – es gilt auch für das Sprachsystem selbst. Wenn hier also von Sprachwandel gesprochen wird, dann soll darunter die Veränderung des sprachlichen Systems verstanden werden, und zwar in dem Sinne, dass Einheiten und Regeln durch andere Einheiten und Regeln ersetzt werden. Das beinhaltet auch den Wegfall bzw. das Hinzukommen von Einheiten und Regeln. Im Unterschied aber zu dem vordergründigen, rasch bemerkbaren durch Entlehnungen initiierten Sprachwandel vollzieht sich der Wandel des Systems nur sehr langsam und unmerklich. In vielen Fällen ist er überhaupt nur retrospektiv nachweisbar.⁷

Verdeutlichen möchten wir verschiedene Typen von Sprachwandelerscheinungen und deren mögliche Ursachen anhand einer Über-

⁷ Erhebliche Störfaktoren für die Initiierung und Wahrnehmung von Veränderungen durch die Sprecher (im Sprachgebrauch) stellen Normierung der Sprache, sprachliche Sozialisation in Schule und Gesellschaft, Sprachöffentlichkeit und Sprachpflege dar.

sicht, die zwischen intendiertem und nicht-intendiertem Sprachwandel unterscheidet.

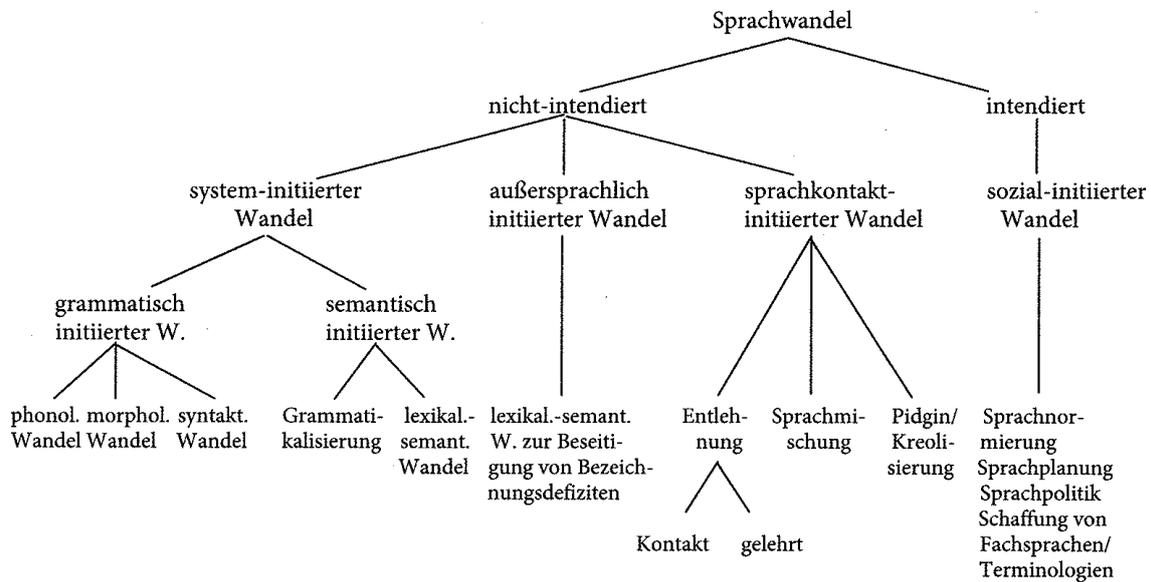


Abbildung 1: Sprachwandeltypen (nach Bittner, A. in Wurzel (1994: 99))

Natürlich haben wir es, was das Eindringen der vielen Anglizismen in die deutsche Sprache betrifft, zumindest partiell mit sozial oder politisch initiiertem, also intendiertem (gewolltem) Sprachwandel zu tun. Es ist eben *cool* mit Entlehnungen aus dem Englischen zu glänzen und offensichtlich fördert es auch den Absatz von Produkten, zumindest wenn man Werbestrategen glauben darf. Wir wollen es damit bezüglich der rechten Verzweigung von Abbildung (1) auf sich beruhen lassen und uns der linken zuwenden. Für den nicht-intendierten Wandel werden in der Sprachwandelforschung drei Auslöser angenommen, nämlich der system-initiierte, der außersprachlich initiierte und der durch Sprachkontakt initiierte Wandel. Unter dem system-initiierten Wandel versteht man alle grammatischen und semantischen Veränderungen, die durch die Verhältnisse im System selbst ausgelöst sind. Grammatisch initiiertes Wandel ist dann also Formwandel, der nicht (ausschließlich) durch sprachsystem-externe Faktoren ausgelöst wird. Die Veränderungen sind vielmehr im System selbst angelegt, vgl. z. B. ahd. *guot* – *baz* zu nhd. *gut* – *besser* (Wandel realisiert ikonische Abbil-

dung), mhd. *übel* – *wirser* zu nhd. *übel* – *übler* (Wandel führt zu uniformer und transparenter Kodierung). Genau hier liegt der Unterschied zum außersprachlich initiierten und sprachkontakt-initiierten Sprachwandel. Diese beiden Sprachwandeltypen werden durch spezifische soziale Gegebenheiten oder Notwendigkeiten in Gang gesetzt, wie etwa den Benennungsbedarf für neue Güter in einer Sprechergemeinschaft, der semantischen Wandel, Neuschöpfung bzw. Entlehnungsprozesse nach sich ziehen kann, und die Auswirkungen von Erfindungen, wie z. B. den Buchdruck, bzw. das Neben- und Miteinander verschiedener Sprachen, wodurch Interferenzerscheinungen auftreten können, die allmählich zu konkurrierenden Einheiten und Strukturen in Einzelsprachen führen. Auch diese beiden Sprachwandeltypen sollen uns im Rahmen dieses Aufsatzes nicht weiter interessieren. Wir wollen uns ganz auf den grammatisch initiierten Wandel konzentrieren, also auf phonologischen, morphologischen und syntaktischen Wandel. Als illustrierende Beispiele wählen wir aus dem morphologischen Bereich den Wechsel der Deklinationsklassenzugehörigkeit von Nomina und den Wechsel von starker zu schwacher Konjugation bei Vollverben.

4.1 Vom Auf- und Abbau der schwachen Maskulina

Sprecher aller sozialen Gruppen und mehr oder weniger auch aller Bildungsniveaus sagen *dem/den Bär/Prinz* statt *dem/den Bären/Prinzen*, vgl. Köpcke (1995 und 2005). Hierbei handelt es sich um morphologischen Wandel. Bei vielen der so genannten schwachen Maskulina, die sich in formaler Hinsicht durch das Auftreten von *-(e)n* in allen Paradigmenpositionen abgesehen vom Nom.Sg. auszeichnen, wird im Singular die Markierung *-(e)n* für die obliquen Kasus zugunsten der Nichtkennzeichnung (\emptyset -Markierung) aufgegeben. Gegenwärtig ist dies vor allem beim Dativ und Akkusativ Singular zu beobachten. Die \emptyset -Markierung repräsentiert also im oben erwähnten Sinne den Wegfall einer Einheit bzw. die Einführung einer neuen Regel, die die Kasuszeichnung auf den Artikel verlagert und die alte Einheit *-(en)*, die Kennzeichnung am Nomen selbst, ersetzt. Aus sprachwissenschaftlicher Sicht ist nun zu fragen, ob diese Erscheinung alle schwach deklin-

nierten Maskulina betrifft oder ob sie nur für eine ganz bestimmte Gruppe feststellbar ist. Sollte Letzteres der Fall sein, gilt es zu klären, ob spezifische Kriterien und aus ihnen resultierende Strukturierungsprinzipien für diese Veränderung verantwortlich sind. Wie diese Kriterien für spezifisches Deklinationsverhalten aussehen können, ist in etwa der Prototypikalitätsskala in Abbildung (2) zu entnehmen.

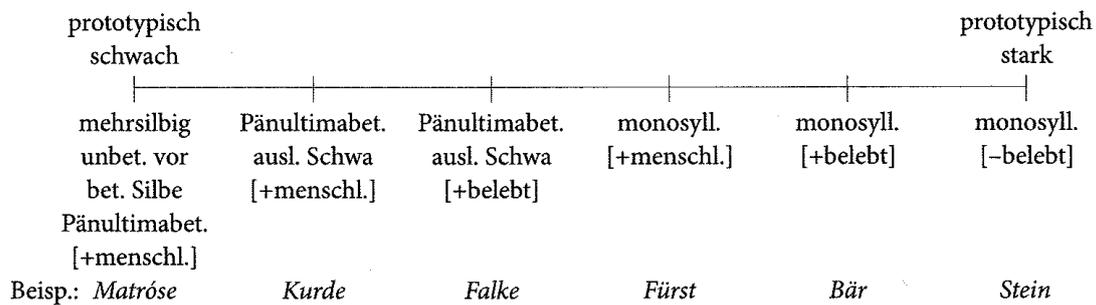


Abbildung 2: Prototypikalitätsskala für die schwachen Maskulina,
vgl. Köpcke (1995)

Den Prototyp schwacher Maskulina zeichnet das Vorhandensein von Mehrsilbigkeit aus, wobei der betonten Silbe eine unbetonte Silbe vorausgeht (sog. Pänultimabetonung) und eine unbetonte Schwa-Silbe folgt. Zusätzlich gilt, dass es sich um Bezeichnungen für Menschen handelt. Von Veränderungen sind gerade solche als schwache Maskulina klassifizierte Nomina betroffen, die keines oder nur wenige der für den Prototyp der schwachen Maskulina relevanten Merkmale aufweisen. Eine zentrale Rolle kann hier dem auslautenden Schwa zugebilligt werden, das wie ein Schutzschild Veränderungen zu blockieren scheint, vgl. Indefrey (2002). Man könnte also sagen, dass die Wandelprozesse bei den dem Prototyp am wenigsten ähnlichen schwachen Maskulina ganz rechts auf der Skala beginnen, um sich dann bis zu dem Typ *Kurde* nach links hin vorzuarbeiten. Für eine solche Schlussfolgerung spricht auch die Tatsache, dass bei neu gebildeten schwachen Maskulina die Ähnlichkeit zum Prototyp sehr groß ist und solche Bildungen immer weit links oder gar ganz links auf dem Kontinuum einzugliedern sind. Zu denken wäre etwa an Einwohnerbezeichnungen

wie *Kasache, Kirgise, Usbeke* usw., die alle für den Prototyp der schwachen Maskulina relevanten Merkmale aufweisen.

4.2 Von starker zu schwacher Konjugation

Ein weiterer Fall morphologischen Wandels liegt mit dem Übergang stark flektierender Verben zur schwachen Flexion vor. Die unregelmäßige bzw. ablautende, nach Grimm so genannte starke Beugung (Konjugation) ist die ursprüngliche, schon für das frühe Germanische rekonstruierte Flexion. Die regelmäßige, so genannte schwache Konjugation ist eine erst im späteren Germanischen auftretende Erscheinung, die hauptsächlich auf Ableitung aus ablautenden Verben bzw. Nomen beruht. Ob die germanischen Sprecher diesen Prozess damals auch als Sprachverfall empfunden haben, ist nicht überliefert.

Wenn heutzutage neue Verben gebildet oder aus einer anderen Sprache ins Deutsche entlehnt werden, handelt es sich immer um schwach flektierende, also regelmäßige Verben, etwa *computern – computerte, simsen – simste, surfen – surfte, emailen – emailte*. Das ist schon seit dem späten Mhd. so. Außerdem werden viele der alten, ursprünglich ablautenden Verben mittlerweile schwach flektiert. Von den für das Ahd. belegten ca. 400 ablautenden und unregelmäßigen Verben sind heute weniger als die Hälfte stark flektierend geblieben. Im terminologischen Sinne verhalten sich die zur schwachen Flexion übergetretenen Verben nunmehr regelmäßiger. Dieser Prozess erfasst die jeweiligen Verben zu unterschiedlichen Zeitpunkten und verläuft unterschiedlich schnell. Es kann also über einen langen Zeitraum ein Nebeneinander von starken und schwachen Formen eines Verbs geben – diese Variation ist nicht ungewöhnlich für ein sich ständig im Wandel befindendes ‚Werkzeug‘ wie Sprache. Außerdem sind unregelmäßige Verben dadurch mit all ihren flektierten Formen in unterschiedlicher Distanz zur regelmäßigen Bildung. Bittner (1996) konnte zudem nachweisen, dass der Übergang von starken Verben zur schwachen Flexion die Formen eines Verbs stufenweise in einer bestimmten vorhersagbaren Reihenfolge erfasst. Je nach Grad der Betroffenheit vom Wandel lassen sich folgende Typen ausmachen: *Werfen* steht für ein konsequent stark gebliebenes Verb und *bellen* für ein gänzlich schwach

gewordenes. Zwischen diesen beiden Polen gibt es gerichtete Übergänge. Die im Wandelprozess starker Verben entstandenen schwachen Formen (3. Person Singular bzw. Partizip II) sind in Abbildung 3 durch Fettdruck hervorgehoben.

	Imperativ	Präsens	Präteritum	Konj. II	Part. II.
<i>werfen</i>	<i>wirf</i>	<i>wirft</i>	<i>warf</i>	<i>wärfe</i> <i>/würfe</i>	<i>geworfen</i>
<i>werden</i>	<i>werde</i>	<i>wird</i>	<i>wurde</i>	<i>würde</i>	<i>geworden</i>
<i>heben</i>	<i>hebe</i>	<i>hebt</i>	<i>hob</i>	<i>höbe</i>	<i>gehoben</i>
<i>schinden</i>	<i>schinde</i>	<i>schindet</i>	<i>schindete</i>	<i>schünde</i>	<i>geschunden</i>
<i>melken</i>	<i>melke</i>	<i>melkt</i>	<i>melkte</i>	<i>melkte</i>	<i>gemolken</i>
<i>bellen</i>	<i>belle</i>	<i>bellt</i>	<i>bellte</i>	<i>bellte</i>	<i>gebellt</i>

Abbildung 3: Typen des Übergangs von starker zu schwacher Verbflexion

Als letzte Bastion starken Flexionsverhaltens beim Übergang zur regelmäßigeren schwachen Konjugation fungiert das Partizip II, vgl. z. B. *gemolken*, *gemahlen*, *geborsten*, *gesalzen*, *gefalten*, *gespalten*, *geschalten*, *gewunken*, *verworren*. Es wird eben *mahl(e)* – *mahlt* – *mahlte* – *mahlte* – *gemahlen* gebildet und (von vielen bereits) *flecht(e)* – *flechtet* – *flechtete* – *flechtete* – (aber noch) *geflochten*.⁸

Der in Abbildung 3 dargestellte stufenweise Übergangsprozess deutet darauf hin, dass die Sprecher Verknüpfungen zwischen den einzelnen (paradigmatischen) Verbformen vornehmen, d. h. das Auftreten starker Flexionsformen und ihr Abbau geschehen nicht willkürlich. Darauf verweisen folgende Fakten: Wenn Sprecher bei einem Verb eine starke Imperativform bilden, dann bilden sie auch die oben angegebenen Formen im Präsens, Präteritum, Konjunktiv II und Partizip II stark (*hilf*, *hilft*, *half*, *hälfe/hülfe*, *geholfen*). Der Abbau starker Flexionsformen beginnt beim Imperativ, vgl. 3.a), und setzt sich stufenweise fort (*half mir mal* – *er hilft mir* aber nicht *hilf mir mal* – *er helft mir*

⁸ Das schließt auch Beispiele der Übernahme einer starken Partizipbildung bei ursprünglich schwachen und in allen übrigen paradigmatischen Formen (fast) nie stark flektierten Verben wie eben *gewunken* ein.

usw.). Diese Strukturbildungsprozesse sind gerichtet und funktionieren nicht in der entgegengesetzten Richtung. Wenn Sprecher also z. B. ein starkes Präteritum benutzen, dann bilden sie zwar auch starke Flexionsformen beim Konjunktiv II und beim Partizip II (*rief, riefe, gerufen; hob, höbe, gehoben*), nicht aber notwendig bei der 3. Person Singular Präsens und im Imperativ (*ruf(e), ruft; heb(e), hebt*). Abbildung 3 stellt damit nicht einfach nur ein Klassifikationsmodell und somit die Flexionsklassen nhd. Verben dar, sondern skizziert insbesondere den einzig produktiven Rahmen, in dem sich Sprachwandel (also ‚Verlotterung‘) bei den deutschen Verben vollzieht, vgl. Details in Bittner (1996).

Diese Muster von Formverknüpfungen, die wir auch Implikationen nennen können, lassen sich skalar (Abbildung 4) darstellen, wobei der Grad starker Flexion, der durch die Anzahl der stark konjugierten Formen repräsentiert wird, von links nach rechts abnimmt.

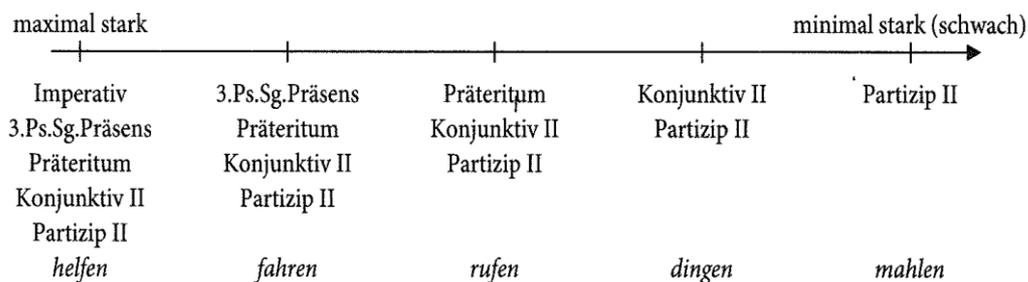


Abbildung 4: Skala starken Flexionsverhaltens in Abhängigkeit von den paradigmatischen Formkombinationen

Gegenwärtig sind mehr als 50 starke Verben im Übergang zur schwachen Flexion, z. B. *löschen, schwellen, befehlen, backen, laden, raten, gleiten, kneifen, schreiten, schwören, sieden, trügen, wringen, dingene, schinden, bersten, flechten*.

Insgesamt zeigen solche Befunde, dass der Sprachwandel nicht willkürlich Platz greift, sondern sich entlang prognostizierbarer Pfade vollzieht. Klärungsbedürftig ist sicherlich das Diktum, dass beim grammatisch initiierten Wandel Veränderungen im System selbst angelegt seien. Im Zusammenhang mit den schwachen Maskulina (oder

genauer der Neuorganisation der Deklinationsklassenzugehörigkeit der Nomina generell) kann man diesen Punkt folgendermaßen illustrieren. Nicht-intendierter Wandel, also auch grammatisch initiiertes Wandel, stellt sich durch die Benutzung des sprachlichen Systems in kommunikativen Akten durch den Sprecher quasi automatisch ein. Die Sprecher verändern dabei die Grammatik ihrer Sprache nicht bewusst, ihr Ziel ist es nämlich in erster Linie, erfolgreich und effizient zu kommunizieren. Dabei sollte eine optimale Passung zwischen der Symbolisierungsfunktion der sprachlichen Zeichen und den spezifischen Handlungsintentionen hergestellt werden, und zwar in dem Sinne, dass ein erfolgreicher Sprechakt so ökonomisch wie möglich zu realisieren sein sollte. Wenn nun innerhalb eines Teilsystems der Grammatik miteinander konkurrierende Formen oder Paradigmen existieren, also etwa starkes und schwaches Deklinationsverhalten, strebt der Sprecher ein Minimum an Kriterien und Regeln bei größtmöglicher Eindeutigkeit an, wodurch zwischen diesen Paradigmen ein paradigmatischer Ausgleich in Gang gesetzt wird. Er tut dies wohlge-merkt nicht intentional. Der Sprecher versucht, die im System selbst schon angelegten Möglichkeiten so zu organisieren, dass Formen durch spezifische formale und/oder semantische Prinzipien motiviert erscheinen.

Durch den schon im Althochdeutschen weitgehend abgeschlossenen Schwund des Stammsuffixes der Nomina und die sich vollziehende Abschwächung der Endsilbenvokale zu Schwa wurde die vormals geltende Transparenz der Deklinationsklassenzugehörigkeit der Nomina verdunkelt. Ein Systemwandel hinsichtlich der Klassifikation der Nomina, d. h. eine Neuinterpretation vorhandener Eigenschaften der sprachlichen Struktur als Klassifikationsmerkmale durch die Sprecher war die notwendige Konsequenz. Ergebnis hiervon war die Unterscheidung von im Wesentlichen nur noch zwei Deklinationstypen, nämlich starke und schwache Deklination.⁹ Zwischen diesen beiden Deklinati-

⁹ Zwischen der starken und schwachen Deklination lässt sich für einen vergleichsweise kleinen Bestand von Maskulina die gemischte Deklination verorten. Sie zeichnet sich durch das starke Paradigma im Singular und das schwache im Plural aus. Das gemischte Deklinationsmuster scheint dann

onstypen erfolgte dann für die Maskulina seit dem Übergang vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen ein reger Flexionsklassenwechsel von schwacher zu starker und starker zu schwacher Flexion. Das grammatische Teilsystem trat also in einen Prozess der Reorganisation ein. In Köpcke (2000) konnte gezeigt werden, dass maskulin klassifizierte Menschenbezeichnungen, die auf einem anthropozentrischen Kontinuum das Zentrum abbilden, zumeist schwach dekliniert werden. Der Bedeutungsaspekt [+menschlich] weist mit dem finalen Schwa zudem ein formales Korrelat auf. Wurzel (1992) spricht hier von einem Belebtheitsmarker. Es gibt aber auch gute Gründe bei dem stammfinalen Schwa etwas spezifischer von einem Agentivitätsmarker auszugehen, vgl. Köpcke (2000). Komplementär zu diesem Befund gilt, dass Maskulina, die unbelebte Entitäten bezeichnen, stark dekliniert werden. Auch dieser Bedeutungsaspekt weist mit der Endung *-en* ein formales Korrelat auf, denn es sind gerade die unbelebten (schwachen) Maskulina, die ihren Wortstamm um *-n* erweitert haben (etwa *garte* > *garten*, *balke* > *balken*) und damit zur starken Flexion übergetreten sind.

Nahezu zwangsläufig wurde von der Reorganisation der Deklinationsklassenzugehörigkeit auch die Genusklassifikation berührt. Auch für dieses Teilsystem lassen sich systematische Veränderungen nachweisen. Die Analyse der historischen Daten zeigt, dass auch der Genuswechsel eines ursprünglich schwachen Maskulinums nicht arbiträr erfolgt, sondern weitgehend semantisch motiviert ist. Es sind nahezu ausschließlich Bezeichnungen für Vögel, Fische und niedere Tiere, die, nachdem sie im Mittelhochdeutschen noch maskulin klassifiziert waren, im Übergang zum Frühneuhochdeutschen als Feminina reklassifiziert wurden, etwa *Trappe*, *Schleie*, *Grille*, *Made* und *Koralle*, vgl. Köpcke (2000).

Auch in der Verbflexion hebt die sich im Althochdeutschen vollziehende Abschwächung der Endsilbenvokale zu Schwa die Transparenz

auch – zumindest gegenwärtig – das Auffangbecken für die schwachen Nomina zu sein, die Wandelphänomene aufweisen, denn interessanterweise verändern sich die Nomina ja nur in ihrem Singular- und nicht in ihrem Pluralparadigma.

der Konjugationsweise auf und erschwert die Zuordnung zur entsprechenden Flexionsklasse, d. h. die Identifikation und Umsetzung entsprechender Flexionsformen, vgl. z. B. nur den phonologischen Wandel der die Klassenzugehörigkeit repräsentierenden ahd. Infinitivendungen *geban*: starke Klasse, *suochen*: *jan*-Klasse, *salbōn*: *ōn*-Klasse und *habēn*: *ēn*-Klasse, die mittelhochdeutsch zu *-en*, phonetisch [-ən] werden: *graben*, *suochen*, *salben* und *haben*. Die Bildungsweise der schwachen Verben stellt von da an die kognitiv eindeutig besser verarbeitbare, weil transparentere, uniformere und ikonischere Flexionsweise dar, die Anziehungskraft auf die weniger transparent, uniform und ikonisch flektierenden starken Verben ausübt, vgl. Bittner (1996).¹⁰

Diese Beispiele zeigen, dass Sprachwandel gerichtet ist. Die Sprache und damit auch das sprachliche System ist zuvorderst ein Sozialgebilde, das der intentional geführten Kommunikation dient. Es folgt in seinen Wandelbestrebungen Prinzipien einer ökonomischen Verwendung sprachlicher Mittel, d. h. – zugespitzt formuliert – mit einem Minimum an artikulatorischem Aufwand, einem Minimum an strukturellen, Gleiches gleichbehandelnden Einheiten ein Maximum an kommunikativer Wirkung zu entfalten.¹¹ Das hat zur Konsequenz, dass Unein-

¹⁰ Transparent und uniform ist eine Symbolisierung, wenn sie durchsichtig und für die Sprecher nachvollziehbar z. B. in Morpheme (Stämme), die die lexikalische Basisinformation tragen, und in Morpheme (Flexive), die eine grammatische Funktion signalisieren, gegliedert ist und wenn die grammatischen Flexive monofunktional sind, d. h. einem Flexiv genau (und eindeutig) eine Funktion entspricht. Ikonisch ist eine Symbolisierung, wenn ein semantisches (funktionales) Mehr auch durch ein Mehr an formalen Mitteln (Flexiven) ausgedrückt wird (z. B. ist Plural semantisch komplexer als Singular, Präteritum komplexer als Präsens). Diesen kognitiv bevorzugten Prinzipien entsprechen schwache Flexionsformen wie *sag-e* – *sag-t-e*, aber eben nicht starke, vgl. etwa *werf-e* – *warf*, *geh-e* – *ging*, *bin* – *war*.

¹¹ Ökonomie ist nicht, wie das allzu oft geschieht, zu verwechseln mit Einfachheit und Kürze. Es geht vielmehr um die Relation von Aufwand und Nutzen und um eine damit zusammenhängende optimale kognitive Verarbeitung.

deutiges bzw. Überflüssiges beseitigt wird und funktional Eindeutiges bzw. Notwendiges erhalten bleibt. Erst die Einbettung des sprachlichen Systems in den diachronen Wandel lässt den statischen Sprachbegriff zu Gunsten eines dynamischen Sprachbegriffs zurücktreten. Die Momentaufnahme des Zustands der Sprache (und nichts anderes ist ja die These von der ‚Verlotterung‘) verhindert diesen Blick. Die sprachkonservative und sprachelitäre Haltung sieht nur den Verlust, die Nivellierung und die Vulgarisierung, sie sieht nicht die Funktion und den Gewinn. Auch eine nur philologische Haltung, die ja den älteren Sprachgebrauch berücksichtigt und vor dessen Folie gegenwärtigen bewertet, verfährt letztlich ahistorisch, da sie es zum einen versäumt, neue Gebrauchsbedingungen von Sprache zu bedenken, und zum anderen sich dem Gegenstand ohne eine Sprachwandeltheorie nähert.

5. AUFGABEN UND MÖGLICHKEITEN DER SCHULE

Zunächst muss noch einmal betont werden, dass Sprachwandel **trotz** der Bemühungen der Schule um Stilpflege, Sprachbewusstheit und grammatischer Richtigkeit stattfindet. Aus ihrer biologischen, sozialen und inhaltlichen Bestimmung heraus ist Sprache ein permanent Werdendes. Der Prozesscharakter, die Möglichkeit der Veränderung von Sprache ist den Sprechern aber meist nicht bewusst. Für sie ist Sprache etwas Stabiles; Abweichung und Veränderung sind Negativphänomene. Der Effekt – nicht notwendig aber ihre Aufgabe – von Schule, Schrift, Duden usw. ist das Festhalten an einem wie auch immer erreichten Zustand. Die Feststellung eines permanenten Sprachwandels trotz der Bemühungen der Schule und insbesondere des Deutschunterrichts um ‚richtigen‘ Sprachgebrauch soll aber nicht dahingehend verstanden werden, dass die Schule ihre Bemühungen einstellen sollte. Ganz im Gegenteil: Im Zusammenhang mit der Diskussion um die ‚Verlotterung‘ werden schriftlicher Sprachgebrauch, Orthographie, Interpunktion und Stilistik beklagt. Gerade im Bereich des schriftlichen Sprachgebrauchs könnte die Schule natürlich ansetzen, und zwar in dem Bewusstsein, es hier mit der Verdinglichung von Prozesshaftem zu tun zu haben. Überhaupt wäre es wohl hilfreicher, in der Beschul-

lung eine Verlagerung der Gewichtung zwischen mündlichem und schriftlichem zu mehr schriftlichem Sprachgebrauch vorzunehmen.

Sprache kann – wie wir glauben, oben gezeigt zu haben – nicht verfallen, wohl aber Fähigkeiten einzelner, mit der Sprache umzugehen. Und das ist natürlich das Geschäft der Schule: Jeder spracherziehende Unterricht wäre überflüssig, wenn als seine letzte Instanz nicht ein Normensystem gesehen wird, das, wie immer historisch fließend, nicht einfach die Übernahme mündlicher Regel-Toleranz sein kann. In diesem Zusammenhang ist es wichtig, sich darauf zu einigen, was unter ‚sprachlichen Normen‘ und ‚Standardsprache‘ verstanden werden soll. Für ein Verständnis dessen, was eine sprachliche Norm ist, folgen wir Gloy (1987: 121):

Sprach-Normen [...] sind [...] Erwartungen und/oder explizite Setzungen modaler Sachverhalte, die ihrem Inhalt zufolge die Bildung, Verwendungsabsicht, Anwendung und Evaluation sprachlicher Einheiten der verschiedensten Komplexitätsgrade regulieren.

Sinnvoll ist es, dann weiter mit Gloy (1975) zwischen subsistenten und statuierten Normen zu unterscheiden. Subsistente Normen erwachsen einem stillschweigenden Konsens zwischen den Sprachbenutzern, statuierte Normen hingegen sind festgeschrieben und in Grammatiken und Wörterbüchern nachschlagbar. Man könnte sagen, sie sind von außen gesetzt. Das, was sich im Allgemeinen in Grammatiken findet, entspricht der so genannten Standardvarietät einer Sprache, ist also nach Ammon (1995) überregional, invariant, ausgebaut, geschrieben und kodifiziert. Bei genauerer Betrachtung spezifischer sprachlicher Phänomene wird man allerdings feststellen, dass auch viele statuierte Normen Variationen zulassen, etwa bei der Genitiv- oder Pluralbildung oder der Rektion von Nominalphrasen nach Präpositionen. Das heißt, dass die in Grammatiken und Wörterbüchern kodifizierte Standardsprache selbst immer auch schon wieder ihr eigenes – und prinzipiell gegebenes – Potential zur Veränderung offenbart.

Vor diesem Hintergrund scheint es uns dann auch angemessen zu sein, dass im Kontext der Schule auf den wissenschaftlich nicht zu rechtfertigenden Hinweis auf vermeintliche sprachliche Richtigkeit im Sinne einer mehr oder weniger von der sprachlichen Wirklichkeit der

Schüler entfernter Standardvarietät verzichtet wird. Stattdessen müssen Lehrer bei Schülern Verständnis für die Funktionen der Standardvarietät, aber auch der soziolektalen, ethnolektalen und dialektalen Varietäten wecken; insofern müssen natürlich Normen vermittelt, aber auch problematisiert werden. Die Schüler sollen lernen, lesend und schreibend mit der Sprache und ihren spezifischen Ausprägungen umzugehen. Sie sollen dies bewusst und reflektiert tun. „Sprachbewusstheit“ wäre demnach ein sehr wichtiges Lernziel für die Schule, insbesondere im Deutschunterricht.

Anzustreben ist also Sensibilität den Erscheinungsformen (Varietäten) und Textsorten gegenüber, nach dem Motto: Ich chatte über das Internet mit spezifischen Mitteln mit meinen Freunden, ich benötige aber andere sprachliche Mittel, wenn ich einen Behördenbrief schreibe, und wiederum andere, wenn ich meiner Freundin einen Liebesbrief schreibe usw. usf.

Gerade die Einbeziehung zweier Bereiche, die im Zentrum der gegenwärtigen Sprachkritik stehen, nämlich die Chatsprache und die sogenannte Jugendsprache, könnten fruchtbringende Reservoirs dieser sensibilisierenden Auseinandersetzung mit sprachlichen Normen sein.

Eines der vornehmsten Ziele des Sprachunterrichts ist die Ausbildung von Sprachbewusstheit, vgl. Andresen und Funke (2003). Dabei muss notwendig auf Seiten des Lerners eine Kompetenz über sprachliche Struktur- und Verwendungszusammenhänge vorausgesetzt werden. Dieses intuitive, implizite Wissen über sprachliche Normen soll im Sprachunterricht metasprachlich expliziert und begrifflich systematisiert werden, vgl. Neuland (1993).

Mündliche und schriftliche Produktionen haben zwar zuvorderst den Sinn, einem Hörer/Leser etwas mitteilen zu wollen; Abweichungen von den Normen in solchen Produktionen können aber auch selbst wiederum zu Gegenständen des Unterrichts gemacht werden. Sie schaffen Lernanlässe, über unterschiedliche, den beiden Sprachverwendungsmodi zugrunde liegende (Verwendungs)Systeme nachzudenken. Jugendliche haben ihre sprachliche „Erkennungsmelodie“. Die Kritik am Gruppenjargon Jugendlicher bezieht sich meist auf sprachliche Reduktionen und Normverstöße. Sie übersieht aber die Funktion von Jugendsprache für die Jugendlichen selbst und vor allem die Tatsa-

che, dass die meisten Jugendlichen mehr als nur ihren Gruppenjargon beherrschen. Dieses Repertoire verschiedener den jeweiligen Sprachverwendungssituationen und -modi angepassten Varietäten muss seitens der Schule weiterentwickelt werden. Ebenso gilt es damit verknüpft die Einsicht zu stärken, dass sich die Fixierung sprachlicher Normen verantwortungsvoll an der Sprachwirklichkeit orientieren muss, wobei sowohl die Stabilität und Erhaltung als auch die Variabilität und Veränderung von Sprache ausgewogen zu reflektieren ist. Und das kann angemessen nur auf einer soliden sprachwissenschaftlichen Grundlage geschehen.

6. LITERATUR

- Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin: de Gruyter.
- Andresen, Helga/Reinhold Funke (2003): Entwicklung sprachlichen Wissens und sprachlicher Bewusstheit. In: Bredel, Ursula/Hartmut Günther/Peter Klotz/Jakob Ossner/Gesa Siebert-Ott (Hrsg.): Didaktik der deutschen Sprache. Band 1. Paderborn: Schöningh, 438–451.
- Bittner, Andreas (1996): Starke „schwache“ und schwache „starke“ Verben. Tübingen: Stauffenburg.
- Dürscheid, Christa (2007a): Damit das grammatische Abendland nicht untergeht. Grammatikunterricht auf der Sekundarstufe II. In: Köpcke, Klaus M./Arne Ziegler (Hrsg.): Grammatik in der Universität und für die Schule. Theorie, Empirie und Modellbildung. Tübingen: Niemeyer, 45–65.
- Dürscheid, Christa (2007b): Quo vadis, Casus? Zur Entwicklung der Kasusmarkierung im Deutschen. In: Lenk, Hartmut E. H./Maik Walter (Hrsg.): Wahlverwandtschaften. Valenzen – Verben – Varietäten. Festschrift für Klaus Welke zum 70. Geburtstag. Hildesheim u. a.: Olms, 89–112.
- Gloy, Klaus (1975): Sprachnormen I. Linguistische und soziologische Aspekte. Stuttgart: Frommann-Holzboog.

- Gloy, Klaus (1987): Norm. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Matt-
heier, Klaus J. (Hrsg.): Soziolinguistik. Ein internationales Hand-
buch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. 1. Teilband.
Berlin/New York: de Gruyter, 119–124.
- Günthner, Susanne (1993): ‚...weil – man kann es ja wissenschaftlich
untersuchen‘ – Diskurspragmatische Aspekte der Wortstellung in
WEIL-Sätzen. In: Linguistische Berichte 143, 37–59.
- Günthner, Susanne (1996): From Subordination to Coordination? Verb-
Second Position in German Causal and Concessive Constructions.
In: Pragmatics 6/3, 323–371.
- Indefrey, Peter (2002): Listen und Regeln: Erwerb und Repräsentation
der schwachen Substantivdeklinations des Deutschen. Diss. Düssel-
dorf.
- Keller, Rudi (1993): Das epistemische „weil“. Bedeutungswandel einer
Konjunktion. In: Hans Jürgen Heringer/Georg Stötzel (Hrsg.):
Sprachgeschichte und Sprachkritik. Festschrift für Peter von Polenz
zum 65. Geburtstag. Berlin/New York: de Gruyter, 219–247.
- Köpcke, Klaus-Michael (1995): Die Klassifikation der schwachen Mas-
kulina in der deutschen Gegenwartssprache. Ein Beispiel für die
Leistungsfähigkeit der Prototypentheorie. In: Zeitschrift für
Sprachwissenschaft 14, 159–180.
- Köpcke, Klaus-Michael (2000): Chaos und Ordnung – Zur semanti-
schen Remotivierung einer Deklinationsklasse im Übergang vom
Mhd. zum Nhd. In: Bittner, Andreas/Dagmar Bittner/Klaus M.
Köpcke (Hrsg.): Angemessene Strukturen: Systemorganisation in
Phonologie, Morphologie und Syntax. Hildesheim: Olms, 107–122.
- Köpcke, Klaus-Michael (2005): ‚Die Prinzessin küsst den Prinz‘ – Feh-
ler oder gelebter Sprachwandel? In: Didaktik Deutsch 18, 67–83.
- Köpcke, Klaus-Michael/Andreas Bittner (im Entstehen): Ich würde,
wenn ich wüsste, dass ich könnte... Der deutsche Konjunktiv zwi-
schen Synthese und Analyse.
- Meinunger, André (2008): Sick of Sick? Ein Streifzug durch die Sprache
als Antwort auf den Zwiebfisch. Berlin: Kadmos-Verlag.
- Neuland, Eva (1993): Reflexion über Sprache. Reformansatz und un-
eingelöstes Programm der Sprachdidaktik. In: Bremerich-Vos, Al-

- bert (Hrsg.): Handlungsfeld Deutschunterricht im Kontext. Festschrift für Hubert Ivo. Frankfurt: Diesterweg, 85–101.
- Sick, Bastian (2004): Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Sick, Bastian (2005): Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Folge 2: Neues aus dem Irrgarten der deutschen Sprache. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Wurzel, Wolfgang Ullrich (1992): Morphologische Reanalysen in der Geschichte der Substantivflexion. In: *Folia Linguistica Historica* XIII, 279–307.
- Wurzel, Wolfgang Ullrich (1994) (unter Mitarbeit von Andreas Bittner und Dagmar Bittner): Grammatisch initiiertes Wandel. Bochum: Brockmeyer.
- Wurzel, Wolfgang Ullrich (1995): Zum Alter morphologischer Konstruktionen. In: Boretzky, Norbert/Wolfgang U. Dressler/Janez Orešnik/Karmen Teran/Wolfgang Ulrich Wurzel (Hrsg.): *Natürlichkeitstheorie und Sprachwandel*. Bochum: Brockmeyer.